

4 – Exkurs: Ergativität und das Modell sprachlicher Rezessivität

Im Folgenden soll anhand eines knappen Exkurses zu Ergativität aufgezeigt werden, dass das linguistische Rezessivitätsmodell auch außerhalb Betrachtungen der indoeuropäischen Sprachfamilie, für die es insbesondere hinsichtlich der germanischen, aber auch romanischen Sprachen als erfolgreich erprobt gelten kann, mindestens in einigen Fällen Gültigkeit verspricht, der in künftigen Untersuchungen weiter nachgegangen werden kann.⁴⁵⁸ Dabei wird Ergativität, wie sie in nicht-indoeuropäischen Sprachen beobachtet werden kann, mit deren Varianten in indoeuropäischen verglichen und die Frage aufgeworfen, inwiefern indoeuropäische Sprachen wie das Gegenwartsdeutsche Veranlagungen für Sprachwandel hin zu konventionalisierten ergativischen Strukturen in sich tragen.

Ergativität beschreibt im engeren Sinne ein Phänomen unterschiedlicher Markierung eines Subjekts in Abhängigkeit davon, ob es als Subjekt eines transitiven oder eines intransitiven Verbs auftritt. Anders als etwa in sogenannten „Nominativ-Akkusativ-Sprachen“ – wie dem Deutschen –, in denen das Subjekt sowohl eines intransitiven als auch eines transitiven Verbs im Nominativ steht (also unmarkiert ist), wird das Subjekt in sogenannten „Ergativsprachen“ bei

⁴⁵⁸ Unsere Betrachtungen von Ergativität in den Sprachen der Welt können hierbei nur in Form eines Überblicks erfolgen, der dazu geeignet sein soll, aufzuzeigen, dass das linguistische Rezessivitätsmodell auch in der Ergativitätsforschung erfolgreich angewendet werden kann. Ergativität ist ein insbesondere im Rahmen der generativen Grammatik derart umfangreich diskutiertes und auch in seiner Struktur komplexes Forschungsobjekt, dass es vollumfänglich kaum zu besprechen ist (nicht umsonst werden Wissenschaftler, die sich damit auseinandersetzen mitunter gar als „Ergativisten“ („ergativists“ (Bavant 2008: 439)) bezeichnet). Der hiesige Exkurs verfolgt dabei einen komparatistischen Ansatz und dient einer breiter angelegten Überprüfung des bisher vor allem, wenn auch nicht nur anhand germanischer Sprachen erarbeiteten Rezessivitätsmodells.

transitiven Verben markiert: Es steht in einem besonderen Kasus, oft einem eigenen Ergativ. Dies sei hier anhand der australischen Sprache Dyirbal veranschaulicht:⁴⁵⁹

- [7] *yabu banaga-n^yu*
 Mutter[ABS] zurückkommen-NFUT
 ‚Mutter kam zurück.‘
- [8] *ɲuma yabu-ɲgu bura-n*
 Vater[ABS] Mutter-ERG sehen-NFUT
 ‚Mutter sah Vater.‘

Tritt Ergativität neben der Ausrichtung an Transitivity/Intransitivity des jeweilig relevanten Verbs nur bei Erfüllung einer weiteren Bedingung auf, spricht man von „gespaltener Ergativität“ (*split ergativity*). So steht etwa im Hindi das Subjekt nur dann statt im Nominativ im Ergativ, wenn es zu einem transitiven Verb mit perfektivem Aspekt gehört:⁴⁶⁰

- [9] *koi shaayer har ghazal likhtaa hai*
 irgendein Dichter-NOM jedes Lied-ACC schreiben-M.IMPF sein-PRS
 ‚Irgendein Dichter schreibt jedes Lied.‘
- [10] *koi shaayer-ne har ghazal likhii*
 irgendein Dichter-ERG jedes Lied-NOM schreiben-F.PRF
 ‚Irgendein Dichter schrieb jedes Lied.‘

Schon dieses Nebeneinander eines nominativ-akkusativischen und eines ergativischen Teilsystems im Hindi wirft die Frage nach dessen Ursprung auf, zumal Hindi wie das Deutsche eine ide. Sprache ist und somit beide auf die gleiche Protosprache zurückzuführen sind. Gespaltene Ergativität tritt dabei innerhalb der ide. Sprachfamilie keinesfalls nur im Hindi auf, sondern ist in den östlichen ide. Sprachen der Gegenwart recht verbreitet: Sie findet sich etwa auch im Belutschi, im Kurmandschi oder im Paschtu (vgl. Karimi 2012: 24 u. Mirdehghan 2013: 62). Allerdings sind keinesfalls alle östlichen ide. Sprachen Ergativsprachen; insgesamt ist die Mehrheit der ide. Sprachen nicht ergativ. Trotz des zahlenmäßigen Ungleichgewichts zugunsten von Nominativ-Akkusativ-Sprachen unter den ide. Sprachen der Gegenwart und den belegten der Vergangenheit wurde sicher nicht

⁴⁵⁹ Die beiden Beispiele aus dem Dyirbal ([7] und [8]) sind übernommen aus Dixon 1994: 10.

⁴⁶⁰ Die beiden Beispiele aus dem Hindi ([9] und [10]) sind übernommen aus Anand/Ne-vins 2006: 5.

zu Unrecht gefragt, ob das Proto-Ide. angesichts der vorhandenen Ergativsprachen unter seinen genetisch verwandten „Nachfolgesprachen“⁴⁶¹ der Gegenwart womöglich selbst eine Ergativsprache⁴⁶² gewesen sein könnte (s. dazu etwa eher ablehnend Villar 1984 u. Rumsey 1987, eher zustimmend wiederum Bavant 2008 sowie erstmals wohl Uhlenbeck 1901).⁴⁶³

Des Weiteren lassen sich auch in ide. Nominativ-Akkusativ-Sprachen ergativische Züge finden, wie etwa hinsichtlich des Faktums, dass bei lokativischen Konstruktionen das Relatum – in Abhängigkeit von der Transitivität bzw. Intransitivität des jeweils gebrauchten Verbs – sowohl in Form eines Subjekts als auch eines Akkusativobjekts in Bezug zu einem Lokatum gesetzt werden kann (vgl. Meier-Brügger 2010: §S413), was sich auch am Gegenwartsdeutschen noch zeigen lässt:

[11] *Er wohnt daheim.*

[12] *Er verliert seinen Geldbeutel im Wald.*

In [11] liegt ein intransitives Verb (dt. *wohnen*) vor und das Subjekt (dt. *Er*) tritt zugleich als Lokatum auf, steht also in Bezug zum lokativischen Relatum (dt. *daheim*). In [12] hingegen ist das Verb (dt. (*etwas/jemanden*) *verlieren*) transitiv, das lokativische Relatum (dt. *im Wald*) steht in Bezug zum Objekt (dt. *seinen Geldbeutel*), welches als Lokatum fungiert, wobei das Subjekt nur indirekt – über besagtes Objekt – mit dem Relatum in Verbindung steht. Daher lässt sich „im Vergleich mit dem Verhältnis von intransitiven und transitiven Verben zu Subjekt- und Objektbezeichnung in Ergativsprachen auch in einer solchen Bezeichnung

⁴⁶¹ Es sei noch einmal darauf hingewiesen, dass die Frage, ob es eine proto-ide. Ursprache gegeben hat, nicht mit letzter Sicherheit beantwortet werden kann, obgleich darüber weitgehender Konsens besteht, dass eine solche Ursprache anzunehmen ist (vgl. Euler 2016: 157); nichtsdestoweniger kann die genetische Verwandtschaft der ide. Sprachen aufgrund ausreichend wissenschaftlich belegter Übereinstimmungen als zumindest sekundär durch Sprachkontakt induziert gelten, sodass zumindest ein proto-ide. Sprachbund oder mehrere Sprachbünde, die im engen Austausch miteinander gestanden haben, anzunehmen sind, die sich durchaus als einheitliches Stratum definieren ließen (je nach Abgrenzung eines Untersuchungssystems gegen dessen Umwelt); diese Sprachbund-These wird jedoch insbesondere unter Verweis auf die bestehenden Parallelen in der Flexionsmorphologie (zusätzlich zu etwa lexikalischen oder syntaktischen Parallelen) der älteren ide. Sprachen zurückgewiesen (vgl. Meier-Brügger 2010: §E513.3) (ein Faktum, das wohl für die Existenz einer Protosprache spricht, sie aber eben noch nicht endgültig beweist).

⁴⁶² Wir wollen im Folgenden – sofern nichts anderes formuliert ist – unter *Ergativsprachen* auch jene Einzelsprachen fassen, die gespaltene Ergativität aufweisen.

⁴⁶³ Ferner ließe sich, wenn man nicht von der Existenz einer ide. Protosprache, sondern von einem einst bestandenen ide. Sprachbund ausginge, auch annehmen, dass einzelne Sprachen dieses Sprachbundes ergativ waren, andere hingegen nicht.

von räumlichen Verhältnissen ein ergativischer Zug sehen“ (Meier-Brügger 2010: §S413). Ob ein transitives oder ein intransitives Verb vorliegt, hat also auch im Deutschen mitunter großen Einfluss auf die Beziehung, in der ein Subjekt zu anderen Satzgliedern steht.

Man muss jedoch keinesfalls immer so tief in die Syntaxorganisation des Deutschen greifen, um ergativische Strukturen im Deutschen aufzeigen zu können, wie sich an unpersönlichen Konstruktionen zeigen lässt: So kann dt. *Mich dürstet*. als vollständiger (und konventioneller) Aussagesatz gelten, obgleich hierbei die Frage nach der Existenz eines Subjekts gestellt werden muss. Mag dabei im Gegenwartsdeutschen ein Subjekt in Form eines dt. *es* oft ergänzend hinzugezogen werden, so ist dies keineswegs konventionell obligatorisch (vgl. diesbezüglich etwa zu dt. *dürsten* Dudenredaktion 2015: 464 u. 2017: 375, wo die Variante ohne dt. *es* nicht einmal als „veraltet“ oder dergleichen gekennzeichnet ist); ferner ist das Aufkommen eines suppletiven dt. *es* bzw. (mhd.) *ez* bei derartigen unpersönlichen Konstruktionen wie bei dt. *dürsten*, *hungern* oder *frieren* erst im Mhd. zu beobachten und verfestigt sich erst in nhd. Zeit, wogegen dies bei Witterungsimpersonalia wie dt. *regnen* bereits seit ahd. Zeit belegt ist (vgl. Czicza 2014: 114f bzw. Behaghel 1923: 316f u. Ebert 1978: 55, auf die auch Erstenannter verweist); schon dieses späte Aufkommen eines *es*-Subjekts, das (mindestens phänotypisch) zeitlich nach einem jeweiligen akkusativischen sprachlichen Element zum entsprechenden Verb dazu trat, verbietet es, dem *Mich* aus dem Beispiel den Subjektcharakter mit dem Argument abzusprechen, es gäbe hier mit *es* per se ein Subjekt, das nur nicht obligatorisch erscheinen müsse, so dass *Mich* schon deshalb als Subjekt ausscheide.⁴⁶⁴

Lässt sich das akkusativische Pronomen *Mich* in dt. *Mich dürstet*. nun als Subjekt interpretieren? Natürlich hängt die Art der Beantwortung dieser Frage wesentlich vom jeweils angewandten Subjektbegriff ab, der in der Linguistik keinesfalls einheitlich gebraucht wird (s. etwa Glück 2010: 679f hinsichtlich dieses Terminus und seiner Kritik). Gegen eine Subjekthaftigkeit von *Mich* im genannten Satz spräche dabei etwa die Tatsache, dass etwa hinsichtlich der Person keine

⁴⁶⁴ Freilich lässt sich gerade unter Anwendung des linguistischen Rezessivitätsmodells argumentieren, dass ein *es*-Subjekt unpersönlichen Konstruktionen im Dt. seit jeher innewohnt, aber zunächst über lange Zeit rezessiv blieb, ehe es ab mhd. und nhd. Zeit eine steigende Phänotypisierungsfrequenz erfuhr. Nimmt man an, dass ein Subjekt im dt. Sprachsystem obligatorisch ist, so erscheint dies tatsächlich plausibel; dennoch ist eben auch denkbar, dass die Subjektfunktion durch langfristiges Fehlen von Subjektphänotypisierungen (wie etwa mittels dt. *es*) letztlich auf das ursprüngliche Akkusativobjekt übertragen wurde bzw. derart wahrgenommen wurde. Hierbei mögen komparatistische Arbeiten unter Anwendung des linguistischen Rezessivitätsmodells anknüpfen, um diesbezüglich Klarheit zu gewinnen.

Kongruenz zwischen *Mich*_{1.SG} und dem finiten Verb *dürstet*_{3.SG} besteht; als dafür sprechend könnte jedoch angeführt werden, dass andernfalls ein Subjekt fehlen würde – was im Gegenwartsdeutschen untypisch ist – und dass *Mich* hinsichtlich der Wortstellung an der Position steht, an der ein Subjekt eines Verbs in einem einfachen deutschen Aussagesatz, um den es sich ja auch handelt, zu erwarten wäre (zumindest weist im Gegenwartsdeutschen ein Subjekt an dieser Position eine höhere Wahrscheinlichkeit als ein Objekt auf, insbesondere dann, wenn neben dem Verb nur ein weiteres Satzglied existiert).⁴⁶⁵

Nimmt man an, dass *Mich* in besagtem Beispiel ein Subjekt darstellt, so würde dies die klare Aufteilung der Kasusmarkierung zwischen Subjekt und Objekt in einer Nominativ-Akkusativ-Sprache infrage stellen: Betrachtet man dt. *Mich friert*. als Aussagesatz mit intransitivem Verb und mit *Mich* als Subjekt, so entspricht – folgt man bestehenden Konventionen – der Kasus des Subjekts dieses intransitiven Satzes dem Kasus eines direkten Objekts eines transitiven Satzes im Gegenwartsdeutschen – ein ergativischer Charakter wäre hierbei also nicht zu leugnen.⁴⁶⁶

Angesichts derartiger Muster in einer Nominativ-Akkusativ-Sprache wie dem Deutschen, die zumindest ein geringes Maß ergativer Struktur erkennen lassen, erscheinen Annahmen wie jene von William McGregor (2009), dass möglicherweise jede Einzelsprache zu einem gewissen Grade Ergativität aufweise, durchaus plausibel, zumal McGregor ferner darauf hinweist, dass – wenn überhaupt – nur wenige Sprachen als vollständig ergativ gelten können (vgl. McGregor 2009: 482). Dies gilt etwa auch für die eingangs heranzitierte Sprache Dyirbal,

⁴⁶⁵ Als Vergleich kann hier ein Aussagesatz wie dt. *Ich spiele*. herangezogen werden, bei dem eine Phänotypisierung in Form von dt. *Spiele ich*. zwar nicht auszuschließen, aber doch sehr unwahrscheinlich ist (am höchsten ist die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für letzteres vermutlich, wenn der Satz bzw. dessen Phänotypisierung als unmittelbare Antwort auf eine Frage wie dt. *Spielst du auch Schach?* erfolgt). Natürlich ändert sich die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für letzteres positionales Verhältnis von Subjekt und Verb zueinander, wenn ein Objekt hinzutritt: Die Diskrepanz in der Höhe der Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten von dt. *Ich spiele Schach*. zu dt. *Schach spiele ich*. kann als kleiner angenommen werden als von dt. *Ich spiele*. zu dt. *Spiele ich*.; dennoch ist in beiden Fällen die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für die jeweils erstgenannte Variante als höher anzunehmen (zumindest bei kontextloser Betrachtung). Und so ist auch hinsichtlich dt. *Mich dürstet*. zu konstatieren, dass *Mich* hierbei an einer Position (relational zum Verb) steht, die im Gegenwartsdeutschen insgesamt deutlich unwahrscheinlicher durch die Phänotypisierung eines Objekts als durch die eines Subjekts besetzt wird.

⁴⁶⁶ Für weitere Thesen hinsichtlich bestehender ergativer Strukturen im Deutschen aus Sicht der generativen Grammatik s. Grewendorf 1989.

in der Ergativität nicht bei Verben auftritt, deren Subjekt ein Pronomen der ersten oder zweiten Person ist (vgl. Dixon 1972: 22). Ergativität scheint also grundsätzlich eine graduelle Natur aufzuweisen und eben keine absolute im Sinne einer binären ja/nein-Entscheidung für ein ganzes Einzelsprachsystem.⁴⁶⁷

Die Tatsache, dass frühere Sprachstadien vieler gegenwärtiger Ergativsprachen kaum oder gar nicht belegt sind, erschwert Aussagen über diachrone Entwicklung oder gar die Entstehung von Ergativität. Dennoch legen verschiedene Untersuchungen nahe, dass Ergativität – gerade mit Blick auf ide. Ergativsprachen – insbesondere im Zusammenhang mit einem perfektiven Aspekt stehen könnte: Viele der östlichen ide. Ergativsprachen wie Hindi weisen eine gespaltene Ergativität auf, bei der Ergativität nur bei transitiven Verben auftritt, wenn ein perfektiver Aspekt vorliegt (vgl. etwa Sigorskiy 2015: 41); bei diachroner Betrachtung stellt Alexander Sigorskiy diesbezüglich fest, dass in den Dialekten des frühen Hindi nominativ-akkusativische und gespaltene ergativische Systeme miteinander konkurrierten, wobei sich letztere hin zum (standardisierten) Hindi der Gegenwart durchsetzten (s. dazu ausführlich Sigorskiy 2015; zu bemerken ist darüber hinaus, dass das Altindische – etwa repräsentiert durch Sanskrit – keine derartige Ergativität aufweist). Auch die diachrone Untersuchung zum Ursprung der gespaltenen Ergativität im Kurmandschi von Yadgar Karimi (2012) schließt mit der Annahme, dass diese ergativischen Strukturen auf eine periphrastische Konstruktion mit Partizip Präteritum und perfektivem Aspekt zurückzuführen ist (s. dazu Karimi 2012).⁴⁶⁸ Gemäß des linguistischen Rezessivitätsmodells kann

⁴⁶⁷ Dies bedeutet aber nicht, dass derartige ja/nein-Entscheidungen nicht innerhalb ergativischer bzw. etwaig ergativischer Strukturen eines Sprachsystems im Kleinen denkbar sind.

⁴⁶⁸ Ein Problem hinsichtlich Karimis Untersuchung stellt jedoch die Tatsache dar, dass er den Ursprung gespaltenen Ergativität im Kurmandschi anhand des Alt- und Mittelpersischen zu ermitteln sucht; das Persische und seine historischen Sprachstadien können zwar als mit dem Kurmandschi genetisch verwandt angenommen werden (sie alle zählen zur Gruppe der iranischen Sprachen), allerdings ist keinerlei stratische Kontinuität zwischen Altpersisch und Kurmandschi anzunehmen, sondern lediglich eine gemeinsame Herkunft (vgl. Karimi 2012: 25). Da aber unter den iranischen Sprachen der Gegenwart einzig das Persische in früheren Sprachstadien bezeugt ist, versucht Karimi anhand Beobachtungen am Alt- und Mittelpersischen auf denkbare Entwicklungen in der Geschichte des Kurmandschi zu schließen; auf all diese Umstände weist er zudem hin (vgl. Karimi 2012: 25); es sei aber auch erwähnt, dass das Persische der Gegenwart – anders als Kurmandschi – keine Ergativität aufweist. Karimis Annahmen sind also begründbar, können aber keinesfalls als gesichert gelten (anzumerken ist, dass seine Annahme, Strukturen, die sich im Altpersischen finden, könnten auch in früheren Stadien des Kurmandschi vorhanden gewesen sein, eine zuletzt probabilistische, also von einer Wahrscheinlichkeit motivierte Annahme ist; ebenso ist die Suche nach Ausgangspunkten für die Entwicklung von Ergativität

demnach ein perfektiver Aspekt als ein Faktor gelten, der sich positiv auf die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit ergativischer Strukturen auswirkt.

Komparatistische Untersuchungen zu den polynesischen Sprachen, die einen Zweig der austronesischen Sprachfamilie bilden, legen zudem die Vermutung nahe, dass auch dort ursprünglich – d.h. im Protopolynesischen – keine Ergativität vorgelegen hat, obgleich sich diese in einigen polynesischen Sprachen der Gegenwart (wie etwa im Tongaischen) finden lässt (vgl. Ball 2007: 129-135).⁴⁶⁹

In all diesen Fällen – sei es ausgehend vom Altindischen, einem Protoiranschen oder dem Protopolynesischen – umfasst der Zeitraum bis zur Gegenwart, in der unter den stratischen Nachfolgern dieser anzunehmenden Protosprachen bzw. früheren Sprachstadien die besagten ergativischen Strukturen zu finden sind, höchstens wenige tausend Jahre (so werden beispielsweise die ältesten belegten altindischen Varietäten etwa auf die Zeit zwischen 1250 und 400 v.Chr. datiert (vgl. Kausen 2013: 150f u. Meier-Brügger 2012: §E404.2)). Dies bezeugt, dass auch Ergativität nicht als archaisches Merkmal im Sinne eines typologischen Charakteristikums einer etwaigen Ursprache der Menschheit zu bestimmen ist. Johanna Nichols zeigte darüber hinaus auf, dass Ergativität nicht nur – wie bisher besprochen – erworben werden, sondern dass sie ebenso verlustig gehen kann (s. Nichols 2012: 565 sowie erstmals 1993, wobei sie jedoch des Weiteren jeweils davon ausgeht, dass Ergativität leichter verloren als erworben werden könne).

So ist abschließend zu unseren diachronen Betrachtungen von Ergativsprachen festzuhalten, dass auch Ergativität in der Sprachgeschichte keine Konstante darstellt: Sie kann erworben werden, aber ebenso verloren gehen. Diese Feststellung mag wenig überraschen, lässt aber begründete Forderungen nach einer Anwendung des linguistischen Rezessivitätsmodells auf ergativische Strukturen in den Sprachen der Welt zu.

Hinsichtlich des jeweils verwendeten Alignments (bzw. Ausrichtungsmusters und Markierung von Subjekt und Objekt) lässt sich in den Sprachen der Welt eine begrenzte Zahl an Varianten erkennen: Neben den Nominativ-Akkusativ-Sprachen und den Ergativsprachen sind etwa Aktiv-Stativ-Sprachen zu nennen;

in der Geschichte einer heute nicht ergativischen Einzelsprache gleichbedeutend mit der Annahme, dass derartige Ausgangspunkte Ergativität ermöglichen, jedoch nicht determinieren (hierbei ließe sich wiederum von Erhöhung von Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten sprechen)).

⁴⁶⁹ Auch Balls Untersuchung mit komparatistischem Ansatz ist, ähnlich wie die Karimis (2012), mit dem Problem einer kaum belegten Sprachgeschichte der Untersuchungssprachen konfrontiert, die wiederum dazu führt, dass die Ergebnisse zwar als plausibel gelten können, ihnen aber kein endgültiger Beweiswert innewohnt.

je nach Definitionskriterien sind weitere Varianten (wie Direkt-Inverse-Sprachen oder Sprachen nach einem sogenannten „philippinischen“ Alignment-Typ) oder Untergliederungen und Mischformen denkbar (s. etwa Ball 2007: 129 u. Nichols 1993: 39 sowie 2012: 565, wo sie von vier explizit benannten Alignment-Mustern ausgeht zuzüglich von 4% der Einzelsprachen der Welt, die andere – nicht näher kategorisierte – Varianten aufweisen). Nach Robert M. W. Dixon (1972) ist diesbezüglich zu konstatieren, dass die meisten – wenn nicht alle – Sprachen der Welt über transitive und intransitive Konstruktionen verfügen, die somit die Realisierung von drei syntaktischen Funktionen erforderlich machen: einem transitiven Subjekt, einem transitiven Objekt und einem intransitiven Subjekt (vgl. Dixon 1972: 128).⁴⁷⁰ Angesichts all dieser Beobachtungen, die sich zuletzt auf Analysen zahlreicher Einzelsprachen der Welt stützen, kann zuletzt zumindest konstatiert werden, dass die Anzahl möglicher syntaktischer bzw. grammatischer Realisierungsmuster im Falle des Vorliegens transitiver und intransitiver Verben in einer Einzelsprache stark begrenzt ist.

Spielen wir dies einmal exemplarisch durch: Nehmen wir also an, es gäbe tatsächlich nur die Varianten Nominativ-Akkusativ-Sprachen, Ergativsprachen und Aktiv-Stativ-Sprachen sowie jeweils auch Mischformen selbiger, so wären neben den 3 „Reinformen“, 3 Mischformen von je zwei der Varianten sowie 1 Mischform aller drei denkbar: Es lägen also zuletzt 7 Alignment-Möglichkeiten vor. Ginge man hingegen von 7 möglichen Alignment-Varianten und somit 7 denkbaren Reinformen aus – eine Zahl, die im diesbezüglichen linguistischen Diskurs schon als ungewöhnlich groß gelten muss –, so lägen neben den 7 Reinformen, je 21 Mischformen aus je 2 bzw. je 5 der Varianten, je 35 Mischformen aus je 3 bzw. 4 der Varianten, 7 Mischformen aus 6 der Varianten und 1 Mischform aus allen Varianten vor, sodass zuletzt insgesamt 127 Möglichkeiten bestünden (diese Zahl muss dabei fast als unrealistisch groß gelten, da etwa eine Mischform aus 7 denkbaren Reinformen als höchst hypothetisch zu betrachten ist). Nehmen wir ferner an, dass jeweils alle Möglichkeiten mit der gleichen Wahrscheinlichkeit auftreten (was ebenfalls nur hypothetisch ist), so wäre die Wahrscheinlichkeit dafür, dass eine Einzelsprache eine reine Ergativsprache oder eine mit gespaltener Ergativität (unter der wir hier lediglich Mischformen

⁴⁷⁰ Im englischsprachigen Original heißt es dazu: „All languages appear to have transitive and intransitive sentences, and thus to involve the three syntactic functions ‘transitive subject [A]’, ‘transitive object [O]’ and ‘intransitive subject [S]’. It appears that there are two basic syntactic types: [1] nominative-accusative languages, in which S is syntactically identified with A; and [2] nominative-ergative languages, in which S is syntactically identified with O“ (Dixon 1972: 128). Dixon geht hierbei etwa nicht auf Aktiv-Stativ-Sprachen (u.Ä.) ein, deren syntaktisches Muster diesbezüglich natürlich auch in Frage kommt.

aus reiner Ergativität und einer weiteren Reinform verstehen wollen) darstellt bei der Annahme von insgesamt 3 möglichen Alignment-Mustern mit 42,86%⁴⁷¹ anzugeben, weil 3 der 7 Möglichkeiten die besagten Bedingungen erfüllen; bei der Annahme von insgesamt 7 möglichen Alignment-Mustern wäre die Wahrscheinlichkeit für dieselbe Realisierung in einer Einzelsprache (bei gleichbleibenden Bedingungen) mit 5,51% anzugeben, da wiederum 7 von nun schon 127 Möglichkeiten die Bedingungen erfüllen (1 Reinform und 6 der Mischformen). Rechnen wir mit dieser wohl eher hohen Anzahl an Möglichkeiten weiter, die in der Realität vermutlich geringer sein dürfte (was Ergativität wiederum wahrscheinlicher macht), um anhand eines derartigen Extremfalls allgemeinere Klarheit gewinnen zu können: Bei rund 6000 bekannten Einzelsprachen in der Gegenwart (vgl. Kausen 2013: XIX) wäre demnach – wenn man beeinflussende Faktoren wie etwaige Sprachkontakte und genetische Verwandtschaften einmal außen vor lässt und die Zahl 6000 der Berechnung zugrunde legt – mit 330 bzw. 331 (bzw. mathematisch genauer 330,71) Ergativsprachen zu rechnen.⁴⁷²

Wir haben am Beispiel der Ergativität bereits gesehen, dass Sprachwandel durchaus auch Alignment-Muster erfassen kann. Wenn also eine in keiner Weise ergativische Einzelsprache – die notwendigerweise bereits über eines der möglichen Muster verfügt – einen diesbezüglichen Wandel vollzieht, so stehen ihr in unserer extremen Annahme von 127 Möglichkeiten noch 126 zur Wandlung zur Verfügung, von denen eines ein reines Ergativmuster beschreibt, 7 ein gespaltenes im Sinne einer Mischform aus Ergativität und einem weiteren Muster sowie 57 weitere Mischformen, in denen Ergativität zumindest einen der Bestandteile

⁴⁷¹ Alle Prozentangaben sind hier auf Hundertstel gerundet dargeboten.

⁴⁷² Ein Blick auf die aufgrund linguistischer Untersuchungen anzunehmende Verteilung von Alignment-Mustern in den Sprachen der Welt zeigt, dass die Wahrscheinlichkeit des Auftretens von Ergativität in Wahrheit wohl wesentlich höher einzustufen ist: Nach Nichols (2012) sind 21% der heutigen Einzelsprachen reine, weitere 5% gespaltene Ergativsprachen (vgl. Nichols 2012: 565). Dies macht deutlich, mit welcher geringen Auftrittswahrscheinlichkeiten wir in unserem Gedankenspiel gerechnet haben; umso mehr wird dabei unterstrichen, dass Ergativität und deren Entwicklung nicht als ungewöhnlich gelten kann, was selbst unser Gedankenspiel trotz der dabei als verhältnismäßig gering angenommenen Auftrittswahrscheinlichkeiten für Ergativität bezeugt.

Interessanterweise reichen Nichols Beobachtungen von insgesamt 26% Ergativsprachen unter den Sprachen der Welt recht nah an die Wahrscheinlichkeit, die wir mit dem soeben beschriebenen Berechnungsmodell für den Fall einer Annahme von 4 möglichen Alignment-Varianten – eine gemäß linguistischer Erkenntnisse plausible Zahl – errechnen können (26,67% bei Rundung auf Hundertstel); hierbei ist jedoch anzumerken, dass gemäß dieser Berechnung von 6,67% reinen Ergativsprachen und 20% Sprachen mit gespaltener Ergativität auszugehen wäre, was die diesbezügliche Verteilung, die Nichols festgestellt haben will, förmlich umkehrt.

darstellt.⁴⁷³ Die Wahrscheinlichkeit für einen Wandel einer vollständig nicht-ergativischen Einzelsprache zu einer mit mindestens teilweise ergativischen Zügen läge im beschriebenen Szenario demnach insgesamt bei 50,39% und für (bereits in voriger Wahrscheinlichkeit integrierte) reine oder gespaltene Ergativität insgesamt wiederum bei 5,51%. Folgen wir Dan Dediu und Stephen Levinson und nehmen ein Sprachalter von mindestens 500.000 Jahren an (vgl. Dediu/Levinson 2013: 1), gehen ferner von Monogenese und somit der Existenz einer einzigen menschlichen Ursprache im Sinne einer Protoweltsprache aus, so läge, wenn wir ferner annehmen, dass diese Protoweltsprache keinerlei Ergativität aufgewiesen hat, bei durchschnittlich einem Wandel des Alignment-Systems einer Sprache alle 50.000 Jahre die Wahrscheinlichkeit, dass eine stratische Nachfolgesprache der Protoweltsprache seither nicht einmal temporär⁴⁷⁴ ergativische Züge aufgewiesen hat bei nur mehr 0,15% (für die Annahme 7 möglicher Alignment-Muster; bei nur 3 wäre die entsprechende Wahrscheinlichkeit gar lediglich 0,00127%⁴⁷⁵). Aufbauend auf Dixons Einschätzung, dass die meisten oder gar alle Sprachen der Welt über transitive und intransitive Konstruktionen verfügen, die somit die Realisierung von einem transitiven Subjekt, einem transitiven Objekt und einem intransitiven Subjekt erforderlich machen (s. Dixon 1972: 128), ist daher zu konstatieren, dass angesichts der diesbezüglich eingeschränkten Zahl an Möglichkeiten, wie derartige Realisierungen aussehen können, Ergativität schon aus mathematischer Sicht nicht als ungewöhnliches Phänomen erscheint.

Diese Gedankenspiele, die freilich Idealisierungen und mitunter – wenn auch in einem für die zu begründenden Aussagen vernachlässigbaren Sinne – Simplifizierungen darstellen,⁴⁷⁶ die zudem mitunter erhebbarer Daten ent-

⁴⁷³ Dies ist bei der Mischform aller Alignment-Varianten, bei 6 Mischformen aus 6 der Varianten, bei 15 Mischformen aus 5 der Varianten, bei 20 Mischformen aus 4 der Varianten und bei 15 Mischformen aus 3 der Varianten der Fall.

⁴⁷⁴ „Temporär“ bedeutet in diesem Szenario immerhin, dass für durchschnittlich 50.000 Jahre reine oder gespaltene Ergativität vorliegen würde, sofern sie einmal zustande kam.

⁴⁷⁵ Hierbei wurde ausnahmsweise auf die fünfte Nachkommastelle gerundet.

⁴⁷⁶ So ist es unwahrscheinlich, dass alle möglichen Alignment-Varianten die gleiche Auftrittswahrscheinlichkeit aufweisen, und auch, dass diese ferner konstant bleibt, zudem ist anzunehmen, dass im Rahmen eines Alignment-Wandels zu einem gewissen Grade die jeweils bestehende Variante die Wahrscheinlichkeit des Auftretens einiger anderer Varianten in ihrer Nachfolge positiv, wieder anderer jedoch negativ beeinflusst; außer Acht gelassen wird hierbei zudem der Einfluss etwaigen Sprachkontakts sowie außersprachlicher Faktoren (so kann ein kolonialer oder militärischer Erfolg einer Sprachgemeinschaft, mit dem eine Ausbreitung selbiger einhergeht, zur Auslöschung oder Auflösung anderer Sprachgemeinschaften führen, wodurch global betrachtet ein etwaiges Gleichgewicht (im Sinne einer mathematisch anzunehmen-

behren,⁴⁷⁷ machen dennoch schon mathematisch deutlich, dass das Aufkommen von Ergativität in einer Einzelsprache grundsätzlich nicht verwundern darf, auch dann nicht, wenn sie nicht von einem früheren Sprachstadium ererbt sein kann: Selbst unter der Annahme einer als groß zu erachtenden Anzahl möglicher Alignment-Muster kann das Auftreten von Ergativität nicht als Seltenheit gelten. Die beobachteten ergativischen Züge in manchen Teilbereichen des deutschen Sprachsystems sind also aus wahrscheinlichkeitstheoretischer Sicht keinesfalls verwunderlich (man könnte gar sagen: ihr Fehlen wäre verwunderlicher).

Kehren wir zurück zur diesbezüglichen Ausgangsannahme nach Dixon, nach der die meisten – wenn nicht alle – Sprachen der Welt über transitive und intransitive Konstruktionen verfügen und somit jeweils die Realisierung von drei syntaktischen Funktionen (transitiven Subjekt, transitiven Objekt und intransitiven Subjekt) erforderlich ist (vgl. Dixon 1972: 128). Betrachten wir diese Annahme nun im Lichte des linguistischen Rezessivitätsmodells, so können die in ihr genannten Bedingungen als Teil des Informationspakets verstanden werden, das eine morphologische Ergativität⁴⁷⁸ innerhalb eines Sprachsystems rezessiv vorhält; ferner ist diesem Informationspaket das Vorhandensein mehrerer unterschiedlicher morphologischer Kasusmarkierung zuzurechnen.

Wenn wir also annehmen, dass Ergativität etwa dann in einem Sprachsystem rezessiv vorliegt, wenn all diese Bedingungen erfüllt sind, wenn also transitive und intransitive Verben sowie die Möglichkeit unterschiedlicher morphologischer Kasusmarkierung von Wortarten, die Subjekte oder Objekte bereitstellen können, im jeweiligen Sprachsystem verankert sind, so liegt sie auch im Gegenwartsteutschen primär rezessiv vor. Es wäre also durchaus denkbar, etwa den

den Verteilung) hinsichtlich der Verteilung von Alignment-Mustern über die Sprachen der Welt gestört würde; dies nähme – wiederum aufgrund von Sprachkontakten – mutmaßlich auch nachträglich noch einen signifikanten Einfluss auf weitere Entwicklungen in verschiedenen Einzelsprachen). Zuletzt sei noch einmal darauf hingewiesen, dass es bisher keinen Konsens in der Linguistik hinsichtlich der tatsächlichen Zahl bzw. der jeweiligen Definition von Alignment-Mustern in den Sprachen der Welt gibt, zumal viele Einzelsprachen – insbesondere indigene afrikanische – nicht ausreichend wissenschaftlich erschlossen sind (ganz zu schweigen von jeweiligen historischen Zuständen, deren Erschließung aufgrund fehlender Belege oft als unmöglich oder bestenfalls spekulativ gelten muss).

⁴⁷⁷ So ist etwa nicht zu ermitteln, wie oft ein Alignment-Wandel in der Geschichte einer Einzelsprache bzw. Einzelsprachen schlechthin durchschnittlich geschieht.

⁴⁷⁸ Unter *morphologischer Ergativität* wollen wir jene Form von Ergativität verstehen, bei der die entsprechenden Subjekte und das entsprechende Objekt morphologisch nach ergativischem Muster eindeutig markiert werden bzw. unmarkiert bleiben, d.h. sich aufgrund einer vorhandenen oder nicht vorhandenen Markierung eindeutig voneinander unterscheiden lassen.

Dativ in Funktion eines Ergativs zu gebrauchen, seine morphologische Markierung also inhaltsseitig funktional zu einer Ergativmarkierung zu erweitern und somit ein ergatives Muster zu erzeugen:

[13] Dt. *Er_{NOM} kommt.*

[14] Dt. **Ihm_{DAT(ERG)} belügt sie_{NOM}.*
,Er belügt sie.‘

Die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für den (kompositionellen) Ausdruck von [14] mit der entsprechend angegebenen Bedeutung kann im Gegenwartsdeutschen freilich als gering angegeben werden. Ein Mitglied der gegenwartsdeutschen Sprachgemeinschaft ist es (aufgrund von Konventionalität und dadurch bedingte Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsdistributen) gewöhnt, in einer Nominativform, die einem Verb als zugeordnet zu erkennen ist, ein Subjekt zu erkennen, gerade dann, wenn es im gleichen Numerus steht und neben ihm nur ein weiterer Ausdruck in einem anderen Kasus dafür in Frage käme. Und so versteht ein Empfänger des Ausdrucks von [14] offenbar mit einer weit höheren Wahrscheinlichkeit ‚Sie belügt ihn‘ als die angegebene (d.h. er neigt eher dazu die Bedeutung ‚Sie belügt ihn‘ zu phänotypisieren). Ein wenig anders verhält es sich bei folgendem Satz:

[15] Dt. **Ihm_{DAT(ERG)} verliert sein Geldbeutel_{NOM}.*
,Er verliert seinen Geldbeutel.‘

Hierbei ist anzunehmen, dass die angegebene Bedeutung zum entsprechenden Ausdruck von Mitgliedern der gegenwartsdeutschen Sprachgemeinschaft eine höhere Phänotypisierungswahrscheinlichkeit aufweist, als es bei der Bedeutung unter [14] in Bezug auf deren Ausdruck angenommen werden kann, was auch erste empirische Untersuchungen, nach denen 85,71% bzw. 95,23% der Befragten den Satz von [15] gemäß der dort angegebenen Bedeutung verstanden haben,⁴⁷⁹

⁴⁷⁹ Von 21 Befragten wurde [15] von 18 (d.h. 85,71%) gemäß der angegebenen Bedeutung verstanden, 2 weitere (d.h. 9,52%) gaben diese Bedeutung passivisch an (dt. *Ihm geht sein Geldbeutel verloren.*) und nur 1 Person (entspricht 4,76% der Befragten) reagierte mit dt. *Das Geld geht ihm aus.* tatsächlich mit gravierender semantischer Abweichung. Wertet man die beiden passivischen Konstruktionen ebenfalls als „verstanden“, so gilt dies für insgesamt 95,23% der Antworten. Alle hier aufgeführten Prozentangaben sind auf Hundertstel gerundet.

wogegen selbiges bei [14] nur 23,81% bzw. 28,57% taten,⁴⁸⁰ zu belegen scheinen.⁴⁸¹

Diese Annahme lässt sich ferner doppelt begründen: Erstens ist das Objekt in [15] allein durch das Possessivpronomen hinsichtlich des Kasus eindeutig bestimmt; dies ist jedoch sogleich zu relativieren, da dt. *sein* eben auch eine phonetische Verkürzung von dt. *seinen* darstellen kann (beide Varianten können konventionell als unterschiedliche Phänotypisierungsmöglichkeiten desselben sprachlichen Elements auftreten, auch wenn die phonetische Verkürzung nicht als „hochsprachlich“ wahrgenommen werden dürfte), sodass *sein Geldbeutel* von einem Empfänger letztlich durchaus in akkusativischer Funktion phänotypisiert werden kann. Zweitens ist die Sinnrichtung des Verbs in [15] (dt. (*etwas/jemanden*) *verlieren*) von der in [14] (dt. (*etwas/jemanden*) *belügen*) zu unterscheiden: dt. *verlieren* weist in seinem Verhältnis zum Subjekt einen passivischeren Sinn auf, als es dt. *belügen* tut. So weist dt. *verlieren* anders als dt. *belügen* keinem seiner Argumente eine θ -Rolle im Sinne eines Agens zu. Dieser passivischere Sinn erleichtert die Zuweisung eines (konventionellen) Objektkasus auf den

⁴⁸⁰ Von 21 Befragten wurde [14] von 5 (d.h. 23,81%) gemäß der angegebenen Bedeutung verstanden, 1 weitere Person (entspricht 4,76% der Befragten) begriff dt. *Ihm* als Eigennamen, sodass dt. *sie* weiterhin (wie in der unter [14] angegebenen Bedeutung) Objekt blieb, und eine Mehrheit von 15 Befragten (d.h. 65,22%) erkannte dt. *sie* als Subjekt und dt. *Ihm* als Objekt, was aufgrund der lautlichen Nähe von (konventionellem) dt. *ihm*_{DAT} zu dt. *ihn*_{AKK} sowie der formalen Identität von dt. *sie*_{AKK} und dt. *sie*_{NOM} eine wenig überraschende Lesart darstellt, wenn man den Dativ als unkonventionell wahrnimmt, zumal sowohl Dativ als auch Akkusativ im Deutschen (konventionell) Objekts- und eben nicht Subjektskasus darstellen. Wertet man die Interpretation von dt. *Ihm* als Eigennamen in Subjektfunktion dennoch als „verstanden“, so gilt dies weiterhin nur für eine Minderheit von 28,57% der Antworten. Alle hier aufgeführten Prozentangaben sind auf Hundertstel gerundet.

⁴⁸¹ Zum Zwecke dieser Untersuchung wurden die Probandinnen und Probanden, die (nach eigenen Angaben) allesamt Muttersprachler des Deutschen sind, je mit dem Satz (d.h. nur der Ausdruckssseite) von [14] oder [15] konfrontiert; mit dem Hinweis, der jeweilige Satz könnte etwas altertümlich wirken, wurden die Probandinnen und Probanden dazu aufgefordert, den ihnen vorgelegten Satz so wiederzugeben, wie sie ihn selbst formulieren würden; eine weitere Kontextualisierung wurde dabei nicht gegeben. Das Suggestieren, es handle sich um altertümliche Konstruktionen, sollte dabei bewirken, dass die Probandinnen und Probanden tatsächlich davon ausgingen, dass die Sätze eine (sinnvolle) Bedeutung haben, ganz so, wie es Empfänger in kommunikativen Situationen gewöhnlich hinsichtlich empfangener sprachlicher Information tun (es wurde also versucht, eine Art künstliches Urvertrauen zwischen den Probandinnen und Probanden und den nicht näher definierten Sendern der vorgelegten Testsätze zu erzeugen). Sowohl die vorgelegten Sätze als auch die Antworten der Probandinnen und Probanden wurden in schriftlicher Form dargeboten bzw. erbeten. Insgesamt wurden sowohl [14] als auch [15] nach dem beschriebenen Verfahren je 21 (unterschiedlichen) Personen (also insgesamt 42 Personen) vorgelegt.

Ausdruck, der das Subjekt repräsentiert; das Objekt wiederum ist in einer derartigen Konstruktion auch dann, wenn es im Nominativ steht, zumeist aus semantischen Gründen als Subjekt unwahrscheinlich (wie es wiederum [15] bezeugt).⁴⁸² So wird eine ergativische Kasuszuweisung einerseits erleichtert und zudem andererseits eine tatsächliche Verwechslungsgefahr zwischen grammatischem Subjekt und grammatischem Objekt weitgehend verhütet. Angesichts einer auch von der Psycholinguistik angenommenen probabilistischen Sprachverarbeitung (vgl. Bod et al. 2003a: 3 u. Jurafsky 2003: 40), die sich unter anderem hinsichtlich Primings manifestiert, muss dabei angenommen werden, dass im Gegenwartsdeutschen eine passivische Sinnrichtung eines transitiven Verbs die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit eines Subjekts in Gestalt eines Objektkasus erhöht; diese Erhöhung ist nicht zwingend als signifikant einzustufen, würde aber auch subjektlose Konstruktionen wie dt. *mich dürstet* oder *mich friert* zumindest in Ansätzen erklären.⁴⁸³ Zusätzlich ließe sich von [15] auch eine Kongruenz von Verbform und *Ihm* nach Numerus und Person ablesen, die ein Phänotypisierer als weiteres Indiz für eine Subjektinterpretation von *Ihm* werten könnte (bei einem Satz wie dt. **Dir verliert dein Geldbeutel.* wäre eine derartige Interpretation aufgrund der fehlenden Personenkongruenz unwahrscheinlicher, was bei dt. **Ihnen verliert ihre Geldbeutel.* noch einmal gesteigert wäre, da hierbei gar keinerlei Kongruenz mehr vorläge).

Folgt man dieser Einschätzung, so trägt das Gegenwartsdeutsche die Möglichkeit, sich in Zukunft zu einer Ergativsprache mit gespaltener Ergativität, deren Auftreten bzw. Nicht-Auftreten von der Sinnrichtung eines transitiven Verbs abhängt, zu entwickeln, durchaus rezessiv in sich. Dies ist schon allein deshalb bemerkenswert, weil es als Indiz dafür gelten kann, dass derartige Ergativität im Deutschen und seinen stratischen Vorstufen über mehrere Jahrtausende auf Kollektivebene rezessiv gewesen zu sein scheint (nämlich seit mindestens vorindoeuropäischer Zeit (wenn man nicht von einer ergativischen ide. Protosprache ausgeht) oder seit einem frühen Zeitpunkt nach der ersten Aufspaltung der indoeuropäischen Sprachfamilie (s. zur Frage nach proto-ide. Ergativität wiederum

⁴⁸² Ebenso wie in [15] verhält es sich hinsichtlich des passivischen Sinns des transitiven Verbs und der geringen Verwechslungsgefahr von grammatischem Subjekt und grammatischem Objekt aus semantischen Gründen auch bei denkbaren Sätzen wie dt. **Dem Hund bekommt der Napf.* oder dt. **Mir besitze ein Stier.* Größere Verwechslungsgefahr bestünde vielmehr mehr dort, wo das Objekt aus semantischen Gründen logisch auch als Subjekt denkbar wäre wie in dt. **Ihm verliert sie.*

⁴⁸³ Nicht etwa kann dadurch erklärt werden, warum bei Konstruktionen wie dt. *mich friert* keine Kongruenz hinsichtlich der Person besteht, weshalb – je nach zugrunde gelegtem Subjektbegriff – weiterhin durchaus gerechtfertigt werden kann, *mich* hierbei nicht als Subjekt zu betrachten.

Bavant 2008, Rumsey 1987, Uhlenbeck 1901 u. Villar 1984)); vielleicht greift eine derartige Interpretation allerdings auch zu weit: Sinnvoller mag es sein, die erhaltene Ergativitätsmöglichkeit in Strukturen des Deutschen, in den Relationen bestimmter sprachlicher Elemente zueinander zu erblicken. Die Informationserhaltung wäre dann nicht an die Elemente an sich gebunden, sondern auf die Relationen zurückzuführen, sodass die Feststellung einer „rezessiven Erhaltung ergativischer Muster im Deutschen über die Jahrtausende“ zunächst bedeutsamer klingen mag, als sie in Wahrheit ist, weil man weniger von einer Erhaltung als vielmehr von einer ständigen Neugenerierung der Möglichkeit des ergativischen Musters sprechen müsste.

Es bleibt zu konstatieren, dass die ergativische Konstruktion aus [15] verstanden werden kann, der Kommunikationserfolg ist möglich, die Informationsübertragung von einem Individuum auf ein anderes kann glücken, sie könnte jederzeit so phänotypisiert werden. Mag der Satz einem Angehörigen der Sprachgemeinschaft des Gegenwartsdeutschen auch als nicht „wohlgeformt“ erscheinen, weil er als unkonventionell gelten kann: Die Wahrscheinlichkeit, dass er ihn in der Bedeutung, die angegeben ist, versteht, ist keinesfalls niedrig. Ausgehend davon bestünde zumindest theoretisch die Möglichkeit einer Wiederholung eines solchen Satzes, die sich vielleicht durchsetzen, d.h. konventionalisieren bzw. auf Kollektivebene lexikalisieren könnte. Schließlich wäre eine Übertragung der Konstruktionsweise auf andere transitive dt. Sätze wie [14] denkbar, sodass von einer umfassenden Grammatikalisierung gesprochen werden könnte, da der semantische Gehalt der Konstruktion ohne eine grammatikalisierte Ergativstruktur in [14] kaum im Sinne der dort angegebenen Bedeutung hergestellt werden würde. Auf diese Weise könnte ein Alignment-Wandel im Deutschen seinen Anfang nehmen. Darauf aufbauend könnte dann ebenso die fehlende Kongruenz zwischen dem subjekthaften Objekt und der jeweiligen Verbform an sonst übliche (d.h. konventionelle) Strukturen assimiliert werden, sodass zuletzt Sätze wie dt. **Ihnen verlieren ihre Geldbeutel.* oder dt. **Mir belüge sie.* Konventionalisierung erfahren könnten, für die es gegenwärtig als unwahrscheinlich gelten muss, dass sie analog wie etwa [15] verstanden werden, da sie – ohne entsprechende Kongruenz – dt. **Ihnen verliert ihre Geldbeutel.* und dt. **Mir belügt sie.* lauten würden; die vollständig fehlende Kongruenz würde eine Identifikation von etwa *Ihnen* im ersten Satz als Subjekt unwahrscheinlicher machen als von *Ihm* in [15], wo eine derartige Kongruenz formal vorliegt (bzw. für einen Phänotypisierer vorzuliegen schiene).

Wie hoch die Wahrscheinlichkeit, dass das deutsche Sprachsystem in diesem Millennium derart ergativ wird, einzuschätzen ist, hängt von vielen weiteren

Faktoren und Entwicklungen ab.⁴⁸⁴ Sicher mag die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit ergativischer Sätze nach beschriebenem Schema steigen, wenn sich intensiver Sprachkontakt mit einer Ergativsprache ergeben sollte. Nichtsdestoweniger ist der Wandel des Alignmentssystems einer Einzelsprache ein sehr komplexer Vorgang, der weder auf Individual- noch auf Kollektivebene rasch zu erwarten ist, und so würde ich selbst auch den soeben skizzierten denkbaren Alignment-Wandel im Deutschen zwar als möglich (quod erat demonstrandum), allerdings gegenwärtig gleichsam als recht unwahrscheinlich einstufen (insbesondere die fehlende Kongruenz zwischen dem Verb und einem anderen Satzglied etwa bei dt. **Ihnen verliert ihre Geldbeutel*. scheint hierbei die Wahrscheinlichkeit für besagtes Szenario erheblich zu reduzieren (doch eben nicht auf 0 zu setzen)).⁴⁸⁵ Soziolinguistisch kann ferner konstatiert werden, dass die genannten Beispiele für Übertragung bzw. Aktivierung ergativer Strukturen im Gegenwartsdeutschen aufgrund der Tatsache, dass sie auf mehreren sprachlichen Ebenen unkonventionell sind, besonders geeignet sind, einen „Widerstand“ beim der gegenwartsdeutschen Sprachgemeinschaft angehörenden Empfänger hervorzurufen. Dieser Widerstand, den man psychologisch wohl mit dem Phänomen der Differenzierung zwischen einer Ingroup, der man sich zugehörig fühlt, und einer Outgroup, gegen die man sich und seine Ingroup abgrenzt, in Bezug setzen kann, muss als Faktor interpretiert werden, der die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für eine derartige ergativische Struktur signifikant senkt bzw. niedrig hält (insbesondere die phatische Sprachfunktion nach Roman Jakobson (s. dazu etwa

⁴⁸⁴ Konventionelle unpersönliche Konstruktionen wie dt. *Ihn dürstet*. erhöhen vielleicht die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für derartige Ergativmuster im Dt. unter Verwendung eines Akkusativs als Subjektskasus in transitiven Sätzen anstelle eines Dativs wie in den Beispielen [14] und [15]; allerdings ist der bisherige konventionelle Gebrauch des Akkusativs als Kasus eines direkten Objekts transitiver Sätze gleichsam ein Faktor, der die Gefahr einer Verwechslung von Subjekt und Objekt bei gegenwärtigen Zustand des Dt. erhöht, sodass der Dativ wiederum als geeigneter erscheinen könnte. Wie ein Alignmentwandel im Dt. initiiert werden könnte, bleibt spekulativ; dass die hier dargestellte Möglichkeit des Ablaufs eines derartigen Prozesses gegeben wäre, konnte aber dennoch plausibel gemacht werden. Weitere Forschungen unter Anwendung und womöglich weiterer Ausarbeitung des Rezessivitätsmodells und seiner Erkenntnisse mögen hierbei in Zukunft fundiertere Einschätzungen ermöglichen.

⁴⁸⁵ Dennoch konnte an [15] gezeigt werden, dass ein entsprechendes (unkonventionelles) ergativisches Muster im Gegenwartsdeutschen (mit all dessen Konventionen) zumindest unter einigen bestimmten Bedingungen (Verb mit passivischer Sinnrichtung, „subjekthaftes Objekt“ (hier: *Ihm*) in 3. Person Sg.) durchaus geeignet sein kann, um die Kommunikationsfunktion des sprachlichen Ausdrucks zu erfüllen (die Voraussetzung für eine Ausdehnung dessen auf andere Bereiche, in denen diese Bedingungen eingeschränkt sind, wäre also prinzipiell gegeben).

Jakobson 1960: 355f) spielt hierbei also eine Rolle). Dieser Widerstand gegen unkonventionelle Strukturen dürfte niedriger ausfallen, wenn Unkonventionalität auf weniger sprachlichen Ebenen (etwa nur auf der Wortstellungsebene) begegnet oder die entsprechende Phänotypisierung von einem Individuum mit hohem sozialem Ansehen getätigt wird (hierzu sind weitere Studien, gerade auch im Zusammenhang mit dem Beispiel rezessiver Ergativität im Gegenwartsdeutschen, wünschenswert, die diesbezüglich mehr Klarheit bringen könnten).

Die durchschnittliche Frequenz von Alignmentwandeln in den Sprachen der Welt ist leider kaum zu bestimmen, dennoch haben die Beispiele des Kurmandschi, des Hindi und der polynesischen Sprachfamilie sowie unser wahrscheinlichkeitstheoretisches Gedankenspiel gezeigt, dass es sich um eine auf lange Sicht durchaus erwartbare Form von Sprachwandel handelt. Insofern soll das beschriebene Szenario zum Gegenwartsdeutschen und seine mögliche zukünftige Fortentwicklung hinsichtlich seines Alignmentsystems lediglich der Veranschaulichung dienen und nicht als Versuch einer Vorhersage missverstanden werden.

Das linguistische Rezessivitätsmodell ist geeignet, sich in die ergativistische Forschung zu integrieren, da es helfen kann, deutlich zu machen, wo sich ergativistische Züge finden lassen, wie ausgeprägt sie sind, ob sie sich nachweislich phänotypisch äußern oder nicht; auch über die Ermittlung von Faktoren und Parameter, die Einfluss auf die entsprechenden Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten nehmen, kann es vielleicht sogar Vorhersagen für künftige Entwicklungen bzw. Entwicklungsmöglichkeiten ermöglichen. Gleichzeitig fügt es sich in die Reihe von Forschungsarbeiten ein, die begründet verneinen, dass sich Ergativität besser als andere sprachliche Phänomene als typologisches Kriterium zur Bestimmung genetischer Sprachverwandtschaften eignet (vgl. etwa Nichols 2012: 566); stattdessen mag dies aber die Suche nach rezessiver Ergativität zumindest zu einem gewissen Grad ermöglichen – zur Überprüfung dieser Annahme sind entsprechende künftige Untersuchungen wünschenswert.

Darüber hinaus legt die Integrierbarkeit des Modells in die ergativistische Forschung nahe, dass nicht nur sprachliche Phänomene innerhalb der germanischen oder indoeuropäischen Sprachfamilie mit seiner Terminologie in nützlicher Weise bearbeitet werden können. So mag die Suche nach einer in Gestalt entsprechender rezessiver Informationen gespeicherter Veranlagung zu Ergativität etwa in nicht-ergativen Sprachen der austronesischen Sprachfamilie einen Beitrag zur Frage nach der deren genetischer Beziehung untereinander leisten, ohne sich länger ausschließlich auf oberflächliche, d.h. phänotypisch nachweisbare Strukturen verlassen zu müssen.